

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 14

Artikel: Hans Christian Andersen
Autor: Riniger, Martha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669266>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Er getraute sich heute kaum, sich ihr zu nähern. Da kam sie auf ihn zu und zog ihn ein Augenblicklein beiseite. „Gelt aber, du machst dann einmal Ferien bei uns und im „Lärchenhubel“. Und als Landwirt schickst uns Zungen, Schinken und Gemüse!“ Sie scherzte, aber vielleicht war auch ein Sämlin Ernst dabei.

Als Landwirt! Ob es wohl je dazu kam! Ein Schritt war immerhin unternommen, und der Vater hatte sehen müssen, daß sein Plan nicht ohne weiteres unter den Tisch gewischt wurde. Jetzt steckte er vorläufig noch im Geschäft, aber heut' war er frei, und er freute sich jeden Tages, da er der Fron zwischen den Ballen und an der Schreibmaschine entronnen war.

Jetzt fuhr die ganze Hochzeitsgesellschaft hinunter nach Kirchmatten zur Trauung. Der Regen hatte aufgehört. Der Himmel sah freundlicher aus. Die Wolken lichteteten ihre Schleier. Die Sonne schickte ihre ersten Strahlen.

Viel Volk aus dem Dorfe fand sich noch in der Kirche ein.

Die Braut war glücklich. Nur einen Augenblick flogen sie Gedanken an, die sie wehmütig stimmten. Der Großvater kam ihr in den Sinn und die ernste Feier, da sie ihn hier zu Grabe getragen hatten. Wenn er alles wüßte, was sich inzwischen zugetragen, — und daß sie heute als Frau im Hotel einzog, für dessen Bau er nie begeistert war.

Nach der feierlichen Handlung schlug Vater Dres vor, draußen auf dem Friedhof dem Großvater einen Besuch zu machen. Sie kamen so selten ins Dorf, daß sie eine solche Gelegenheit

wahrnehmen mußten. Der Grabhügel war schön gepflegt. Die ersten Frühlingsblumen schmückten ihn. Der schlichte Stein war von Efeu umrankt.

Dann nahm man Abschied vom Totengarten und fuhr freudig ins Leben hinein. Die Sonne hatte sich durchgekämpft und bescherte der Hochzeitsgesellschaft einen blauen Tag.

Man durfte es wagen, die Dächer der Auto zurückzuschlagen. Die Hochzeitsleute wurden auf allen Wegen mit Jubel begrüßt. Sie führten ganze Ladungen von Feuersteinen mit. Besonders Noldi bereitete es großes Vergnügen, mit vollen Händen die farbigen Päcklein den Kindern zuzuwerfen, die mit erstaunlicher Ausdauer die lange Reihe der festlichen Wagen verfolgten.

Man unternahm eine Fahrt ins Land hinein und kehrte gegen Abend ins „Schäfli“ zurück. Hier hub eine laute Lustbarkeit an mit Musik und Tanz, nachdem das Mahl vorüber war. Reden wurden gehalten. Fredi sorgte dafür, daß eine festliche, frohe Stimmung aufkam. In der Mitte der hufförmig angeordneten Tafel saß das Brautpaar, glücklich, das längst erhoffte Ziel erreicht zu haben. Es schien, daß es seine Gedanken schon eifrig bei der Arbeit hatte, die seiner harrte. Oft schauten sie besinnlich in die Runde und vergaßen ganz, daß der heutige Tag der Fröhlichkeit gewidmet war.

Nach Mitternacht fuhren die Neuvermählten ins „Ebnet“ hinauf und ergriffen zum ersten Mal Besitz von der kleinen Wohnung, die fertig gestellt war.

Drunten im „Schäfli“ rauschten die Wogen des Festes weiter. (Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Du wirst es nie zu Tüchtigem bringen
Mit trüben Grames Träumerein;
Die Tränen lassen nichts gelingen;
Wer schaffen will, muß fröhlich sein.

Wohl Reime wecken mag der Regen,
Der in die Scholle niederbricht:
Doch golden Korn und Erntesegen
Reift nur heran bei Sonnenlicht.

Theodor Fontane.

Hans Christian Andersen.

Von Martha Ringier.

Der dänische Dichter Andersen hat als vierzigjähriger Rückschau gehalten über sein Werden, sein Ringen, seinen Aufstieg und sagt am Schluß: „Mein Lebensmärchen liegt vor mir aufgerollt so reich und schön, ich könnte es so nicht dichten. Ich fühle, daß ich ein Glückskind bin; fast

alle kommen mir offen und liebevoll entgegen, nur selten ist mein Zutrauen zu den Menschen getäuscht worden. Vom Fürsten bis zum ärmsten Bauer herab habe ich das edle Menschenherz schlagen gefühlt. Es ist eine Lust zu leben, an Gott und Menschen zu glauben.“ Wer so von sei-



H. Chr. Andersens Geburtshaus in Odense (Dänemark).

nem Lebensweg sprechen kann, der ist ein Glücklicher, dessen Leben ist verankert in Gott, der hat die Bitterkeiten überwunden. Und das ist bei Andersen der Fall: in allem, was ihm widerfährt, findet er einen tieferen Sinn, eine Fügung des Schicksals, der er sich in kindlicher Gläubigkeit beugt.

Wie hat das Leben unseres Märchendichters sich entrollt? Andersen wurde 1805 in Odense auf der dänischen Insel Fünen geboren. Sein Vater, ein armer Flickschuster, hatte als Zweiundzwanzigjähriger die um fünfzehn Jahre ältere Anna Maria Andersdatter geheiratet, eine Wäscherin, die ein kleines, uneheliches Mädchen mit in die Ehe brachte. Eine ärmliche Wohnung, ein dürftiges Auskommen, und dazu eine politisch unruhige Zeit — das ist der Anfang des „Märchens“. Aber was für Freuden barg dies Zuhause für den kleinen Knaben! Da war oben auf dem Dachboden eine Fensterluke, und vor dieser ein großer Kasten mit Erde, und drin wurden Küchenkräuter gezogen. Es war ein wahres Wunder, wenn Hans Christian hinaussteigen und sich in diesen Dachgarten setzen durfte. Es war ja auch ein Rosenstock da, unter den sich der Kleine setzen konnte. In verschiedenen Märchen, in der

„Schneefönigin“, in den „Galoschen des Glücks“ und in „Fünf aus einer Hölse“ ist dieser Dachgarten erwähnt, ein Zeichen, wie sehr diese Kindheitserinnerung sich eingepägt hat.

In der Nähe der elterlichen Wohnung hausten die Großeltern Andersen, die ebenfalls im Jugenddasein des Dichters eine Rolle spielten. Der Großvater war ebenfalls Schuhmacher gewesen, doch war er mit den Jahren schwachsinig geworden. So zog er denn mit allerlei Figuren, die er aus Holz geschnitz, in den Dörfern herum und verkaufte oder vertauschte diese seltsamen Kunstwerke. Kam er dann nach Hause, so hatte er sich mit Federn und Blumen phantastisch herausgeputzt, und eine Rotte Kinder folgte ihm, johlend und lachend. Hans Christian aber sah dem Großvater voll Schrecken entgegen und verbarg sich aus Furcht und Scham. Die Großmutter aber entschädigte den Enkel durch ihr liebevolles Wesen, der Kleine hing innig an ihr, und oft durfte er sie in ihrem kleinen Reich auffuchen. Das war der Garten des Hospitals, den die alte Frau besorgte, und dort traf er eine Schar alte Weiblein, die ihm Geschichten und Märchen erzählten, je phantastischer es darin zugin, desto eifriger lauschte der Junge. Die Großmutter

nahm ihn zuweilen mit in die Abteilung der Geisteskranken, auch diese Eindrücke senkten sich tief in die junge Seele.

Als Hans Christian sieben Jahre alt war, kam eine Unruhe über den Vater. Die Welt wiederholte von Waffengeklirr, Napoleons Name war in aller Mund, die einen fluchten ihm, die andern beteten ihn an. Auch auf der stillen Insel Fünen waren die Gemüter in Wallung geraten. Der Schuster Andersen legte Ahle und Pfriemen beiseite und ließ sich an Stelle eines Gutsbesitzerssohnes als Soldat anwerben. Er kam aber mit seiner Abteilung nur bis Holstein. Was er von diesem Abenteuer zurückbrachte, war eine gebrochene Gesundheit. Er siechte dahin und starb nach ein paar Jahren. Ein Glück im Unglück war, daß die Frau so tapfer durchhielt. Sie verlor nie den Mut, ging zu den Leuten waschen und brachte es fertig, ihre Kinder nett und reinlich zu kleiden. Eine große Sorge war ihr die Nervosität von Hans Christian. Mit allerlei Wunderkuren suchte sie ihn zu heilen, ließ ihn in der Johannisnacht unter freiem Himmel schlafen, um in der Frühe einen Trunk zu tun an der Quelle der heiligen Reglisse. Aber Wahrsagerinnen und Hexen vermochten nicht dem Übel zu steuern. Christian litt zuletzt an Krämpfen. Seiner ganzen Veranlagung nach war er sehr empfänglich für die von der Mutter verordneten Wunderkuren.

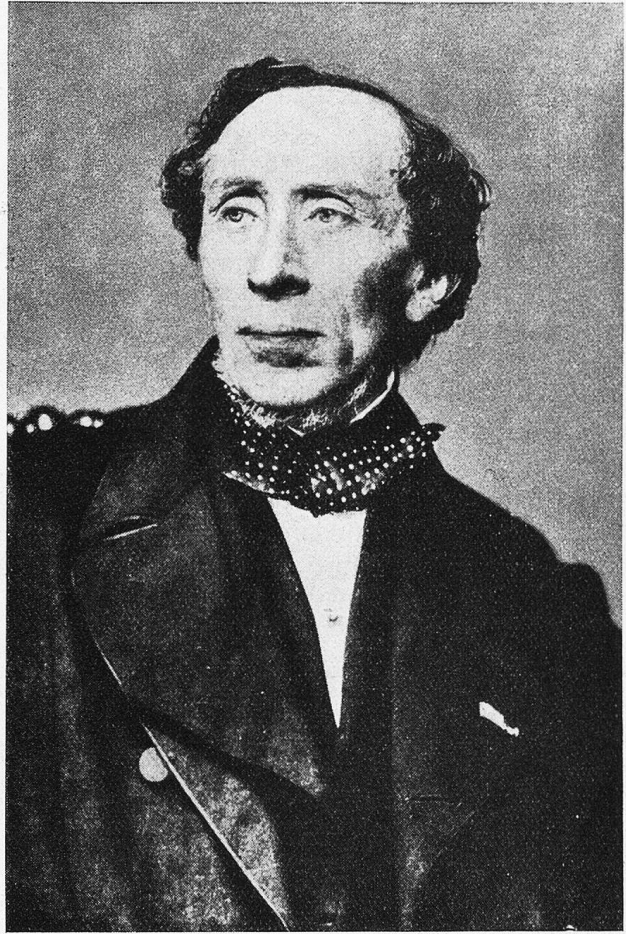
Durch das häusliche Elend kam Mutter Andersen ins Trinken, war aber gleichwohl eine aufrechte Frau, der es auch mit 49 Jahren nicht an Freiern fehlte. Und so heiratete sie zum zweiten Male einen dreißigjährigen Schuster. Die Mutter glaubte damit ihren Kindern ein leichteres Leben zu verschaffen. Aber der Stiefvater verstand sich nicht mit dem seltsamen Hans Christian, der ein Sonderleben führte, von den Kameraden eher verlacht wurde und verträumt in den Tag hinein lebte. Nachdem er eingesegnet worden war, sollte er einen Beruf lernen. Aber was? Die Mutter hätte aus dem schwächlichen Knaben gerne einen Schneider gemacht, die Großmutter wollte ihn als Schreiber auf ein Kontor schicken. Zu beidem zeigte Hans Christian keine Lust und erklärte, nur eines sage ihm zu: das Theater. Er war als kleiner Knabe mit ins Theater genommen worden, als eine deutsche Truppe in Odense auftrat und hatte sich dann selbst ein Puppentheater hergestellt, Stücke verfaßt und sich in diese Scheinwelt eingelebt. Jetzt wollte er selber auftreten. Es gelang ihm, eine kleine Summe Geld einzusammeln bei ein paar

Wohlgesinnten, und damit ging er in die Welt hinaus, das heißt vorläufig nach Kopenhagen. Hans Christian war vierzehn Jahre alt, als er nach der Hauptstadt kam, vertrauensvoll wandte er sich an verschiedene bekannte Künstler, machte sie mit seinen Wünschen bekannt und erbat ihre Hilfe. Oft belächelt, oft als reiner Tor behandelt, klopfte er an viele Türen. Schließlich fand ein italienischer Gesanglehrer Gefallen an dem unbeholfenen Burschen, und da Hans Christian eine schöne Stimme hatte, hoffte man einen Sänger aus ihm zu machen. Aber mit dem Stimmwechsel war es aus mit der schönen Stimme. — In seinem Konfirmationsanzug, den eine alte Schneiderin aus seines Vaters Überrock angefertigt und mit einem viel zu großen Hut, der ihm fast über die Augen hinunterfiel, stellte er sich nun einer Tänzerin vor, die ihn mit großer Verwunderung betrachtete. Er bat, ihr etwas vorzutanzten und vorsingen zu dürfen, entledigte sich seiner Stiefel und begann. Die Tänzerin hielt den Jungen für wahnsinnig, so grotesk kam ihr sein Gebaren vor.

Noch manch vergeblichen Versuch unternahm Hans Christian, doch immer hielt ihn die Überzeugung aufrecht, daß er sein Ziel erreichen werde. Als er endlich in der Chor- und Tanzschule unterkam, wurde ihm gesagt, er könne es nur zu etwas bringen, wenn er sich Bildung aneignen könne. Bildung! Hans Christian konnte ja nicht einmal orthographisch schreiben, und was er in der Schule in Odense gelernt, das konnte man wirklich nicht als Bildung ansprechen. Ohne Mittel, ohne Führung, ganz auf sich gestellt — wie sollte sich da ein junger Mensch „Bildung“ verschaffen! In seiner Not schrieb er ein Theaterstück und sandte es der königlichen Theaterdirektion. Hans Christian hatte seinem Werk ein paar Empfehlungen von Männern beigelegt, die sich seiner angenommen hatten. Und nach langem Harren wurde er eines Tages zu Konferenzrat Collin befohlen. Die Kühnheit und das Vertrauen des jungen Menschen hatte den angesehenen Mann gerührt. Collin erkannte, daß trotz vielen Mängeln Großes in Hans Christian stecke und nahm sich seiner väterlich an. Er wurde die Vorsehung für Andersen und sein in keiner Lage versagender Freund. In seinem Hause fand der angehende Dichter „Das Heim in der Heimat“, die Kinder Collins wurden seine Geschwister, und nun ging es wirklich vorwärts. Andersen mußte sich erst wieder auf die Schulbank setzen, er war viel reifer und älter als seine Mitschüler und konnte sich an-

fangs schwer in die Disziplin finden, und mit 23 Jahren machte er dann in Kopenhagen das „Studentenexamen“. Jetzt fühlte sich Andersen beglückt und befreit, denn seine „Schulzeit“, die ihm wenig Muße gelassen zu dichterischen Arbeiten, war beendet. Einen festen Beruf hat sich Andersen nicht erarbeitet. Romane, Dramen, Gedichte gediehen in reicher Fülle — das meiste ist heute vergessen. In Dänemark fand der Dichter eigentlich wenig Anerkennung. Zuerst wurde man im Ausland, in Deutschland, auf ihn aufmerksam.

Inzwischen hatte Andersen seine Mutter verloren — die geliebte Großmutter war schon früher heimgegangen, so war er fremd geworden in Odense. In den letzten Jahren konnte Hans Christian der Mutter ein wenig beistehen. Trotzdem er sie bei seinem letzten Besuch in traurigem Zustand fand, schämte er sich ihrer doch nicht. Aber er schrieb ihr nachher: „Nun muß meine liebe Mutter nicht allzuoft den Pfropfen von der Flasche nehmen, die im Schrank steht. Es würde mir herzlich leid tun, von meinen Freunden und Bekannten in Odense zu hören, daß man meine alte liebe Mutter zum Spott gemacht hat.“ Kann ein Sohn liebevoller zu seiner heruntergekommenen Mutter sprechen? Zweimal in diesen Jahren warb Andersen um ein junges Mädchen. Zweimal wurde er abgewiesen, glückte es ihm nicht, die Prinzessin seiner Träume zu gewinnen. Der Niederschlag dieser Enttäuschung findet sich in manchem Märchen. So war es für Andersen eine gute Wendung, als er mit königlicher Unterstützung — er verdankte die Befürwortung seinem väterlichen Freunde Collin — eine große Reise unternehmen konnte. Reisen, das war immer sein großer Wunsch gewesen, jetzt ging er in Erfüllung. Italien war sein Ziel, dorthin kehrte er auch später verschiedentlich zurück, immer beglückt durch die Eindrücke von Landschaft, Kunst und Menschen. Und hier reisten auch mancherlei Pläne. Der Roman „Nur ein Geiger“ entstand nach dieser Italienreise. In der Hauptperson, in dem verkümmerten Talent, stellte er sich selber dar, seine mühsame Entwicklung, seine vergeblichen Hoffnungen, seinen gesunkenen Lebensmut. Fast gleichzeitig begann er sich an die Jugend zu wenden mit einzelnen Märchen. Was ihm die alten Weiblein daheim im Armenhaus erzählt, gab er wieder in anspruchsloser Form, um von den Kindern verstanden zu werden. Zu dem Übernommenen kamen eigene Märchen. 1835 erschien das erste Heft, eins ums andere folgten, und was seine Romane und Dramen ihm nicht ein-



Hans Christian Andersen.

gebracht, das brachten ihm die Märchen ein: den Ruhm — den Ruhm eines großen Dichters.

Die meisten spielen nicht in einer zeitlosen Märchenwelt, sie beginnen nicht mit „Es war einmal“, oder „Weit, weit von hier begab es sich...“ Nein, Hans Christian Andersen's Märchen sind mit der Welt, in der er lebte, eng verbunden. Odense, Kopenhagen sind vornehmlich die Orte, wo sie handeln, und mit der Wirklichkeit verschmilzt das Wunderbare, das Märchenhafte. Die liebevolle Versenkung in die Alltagswelt, das Ausmalen des Kleinen, Gewöhnlichen gelingen aufs Vollkommenste, und der Gefühlsfeligkeit steht sein Humor gegenüber, sein goldener Humor. Im Erfinden ist Andersen unerschöpflich. Auf dem Hintergrund einer Erzählung, einer einfachen Handlung baut sich eine Lebensphilosophie auf. Es sind ja nicht bloß Kindermärchen, die uns Andersen erzählt, es steckt eine Tiefe und Menschenkenntnis in vielen, die nur der Erwachsene erfassen kann. Wie wundervoll ist das Märchen von der hochmütigen „Stopfnadel“, die „zu

fein ist für diese Welt und in der Gasse endet, oder „Die Nachtigall“, die durch einen künstlichen Vogel ersetzt wird, oder „der Schweinehirt“, der der Prinzessin elendes Spielzeug als Kunstwerk zuschiebt, da sie von der Natur Geschaffenes nicht schätzt, wie herrlich ist „Des Kaisers neue Kleider“, die gar nicht existieren, aber von jedem Hofschranzen bewundert werden, da nur der „Dumme“ sie nicht sehen kann. Und dann heißt es: „So ging der Kaiser unter dem prächtigen Thronhimmel, und alle Menschen auf der Straße und in den Fenstern sprachen: „Gott, wie sind des Kaisers neue Kleider unergleichlich. Welche Schleppe er am Kleide hat! Wie schön sie sitzt,“ denn keiner wollte es sich merken lassen, daß er nichts sah, denn so hätte er ja nicht zu seinem Amte getaugt oder wäre sehr dumm gewesen... „Aber er hat ja gar nichts an!“ sagte endlich ein kleines Mädchen... „Er hat ja gar nichts an!“ rief zuletzt das ganze Volk. Das ergriff den Kaiser, denn es schien ihm, als hätte das Volk recht, aber er dachte bei sich: „Nun muß ich aushalten.“ Und die Kammerherren gingen und trugen die Schleppe, die gar nicht da war.“ Was für eine Ironie liegt in dieser Pointe! — Zuweilen erzählt der Dichter auch Märchen von der Liebe, vom Liebesglück, das er nie genossen — es ist, als ob er sich damit selber trösten wollte über seine Mißerfolge.

Reisen nach Italien, Frankreich, ja bis in den Orient haben Andersen immer wieder ins Gleichgewicht gebracht. 1843 lernte er die schwedische Sängerin, Jenny Lind, kennen, damals ein aufgehender Stern. Ihr gilt seine letzte Liebe. In seinem Erinnerungsbuch „Das Märchen meines Lebens“ spricht der Dichter sehr eingehend von ihr, verrät aber nicht, wie viel ihm die Künstlerin bedeutet hat, er schreibt nur, daß er sie mit „dem vollen Gefühl eines Bruders“ schätze und sich glücklich fühle, eine solche Seele zu kennen und zu verstehn. Und er fährt fort: „Gott schenke ihr den Frieden, das stille Glück, welches sie sich wünscht! Durch Jenny Lind habe ich zuerst die Heiligkeit der Kunst empfunden, durch sie habe ich gelernt, daß man sich selbst im Dienste des Höheren vergessen kann. Keine Bücher, keine Menschen haben besser, veredelnder auf mich als Dichter eingewirkt als Jenny Lind, und darum habe ich hier so lange und so lebhaft von ihr gesprochen. Ich habe die glückliche Erfahrung gemacht, daß, sowie die Kunst und das Leben mir klarer geworden sind, um so mehr Sonnenschein von außen in meine Seele eingeströmt ist. Welcher Segen ist nicht für mich nach den finsternen

Tagen aufgegangen...“ In allen Lagen das Gute sehen, das ist eine von Andersens hervorstechenden Eigenschaften.

Die Märchen des dänischen Dichters hatten unterdessen einen wahren Siegeszug gehalten, waren in viele Sprachen übersetzt worden, verschafften ihm Eingang bei den Höfen dieser Erde, die es ihm ermöglichten, sorgenfrei zu leben. Er kam auf seinen Reisen an verschiedene Höfe und war oft selbst erstaunt, daß man dort seine Märchen kannte. Die Anerkennung tat ihm wohl. Er kam auch mit vielen Zeitgenossen zusammen: mit Heine in Paris. Er schilderte seinen letzten Besuch bei dem deutschen Dichter: „Heine hatte seiner Frau mein Märchen vom standhaften Bleisoldaten erzählt und stellte mich als dessen Verfasser vor. Sie war eine lebhaft, nette junge Frau. Eine Kinderschar, die, wie Heine sagte, dem Nachbar gehörte, spielte in ihrem Zimmer; wir spielten beide mit, während Heine im Nebenzimmer eines seiner letzten Gedichte für mich abschrieb. — Ich nahm kein verlegendes, bitteres Lächeln an ihm wahr, ich hörte mir den Pulsschlag eines deutschen Herzens, welcher ewig in den Liedern vernommen wird, die leben müssen.“ In Paris kommt Andersen auch mit Balzac, Victor Hugo, mit Alexander Dumas zusammen, er sieht die Rachel, die „aus den Marmorblöcken Racines und Corneilles lebende Statuen zu meißeln versteht“, im „Théâtre français“, und ihr Charme bezaubert auch den Nordländer. — In Rom ist es vor allem Thorwaldsen, mit dem Andersen zusammenkommt. Er schildert, wie er den Bildhauer in Kopenhagen sah, als er noch ein armer Knabe war. Er grüßte damals den großen Mann ehrfurchtsvoll, der ging aber vorüber, kehrte aber plötzlich um, kam auf den jungen Andersen zu und sagte: „Wo habe ich sie früher schon gesehen? Mich dünkt, wir kennen einander.“ Der junge Mensch antwortete: „Nein, wir kennen uns durchaus nicht.“ Diese Begegnung erzählte Andersen in Rom seinem Landsmann Thorwaldsen, und dieser drückte ihm die Hand: „Wir haben damals doch gefühlt, daß wir gute Freunde werden würden.“ — Als der Dichter von dem mangelnden Verständnis sprach, das man ihm in der Heimat entgegenbringe, sagte Thorwaldsen: „Mir wäre es nicht besser gegangen, wenn ich dort geblieben wäre, ich hätte vielleicht nicht einmal die Erlaubnis erhalten, eine Modellfigur aufzustellen. Gott sei Dank, daß man dieser Leute nicht bedarf, denn dann verstehen sie zu peinigen und zu plagen.“ — An einer anderen Stelle äußert sich Andersen über

die übelwollende Kritik: „Es liegt etwas so Jämmerliches in solcher Kritik, daß man dadurch nicht verwundet wird, aber, selbst wenn man der friedlichste Mensch ist, Lust fühlt, solche nasse Hunde, die in unser Zimmer kommen und sich auf die besten Stellen legen, zu schlagen. Es könnte ein ganzes Narrenbuch über alles Törichte und Unverschämte, was ich von meinem ersten Auftreten bis zu dieser Stunde habe hören müssen, geschrieben werden.“ — Am wärmsten waren wohl die Beziehungen zu Deutschland. Er schrieb einmal: „Ich fühlte mich auf dieser kleinen Reise in Deutschland unaussprechlich glücklich und überzeugte mich, daß ich dort kein Fremder sei.“ Da waren Tieck, Chamisso, da war der Weimarerhof, wo Andersen überaus freundlich aufgenommen wurde. Zu Lebzeiten Goethes hatte sich der dänische Dichter gescheut, in Weimar anzukehren, nach seinem Tode kam er mit Goethes Schwiegertochter zusammen. In Leipzig besuchte Andersen Robert Schumann, in Berlin die Gebrüder Grimm, den Minister Savigny, Bettina, von der Andersen sagt: „Eine Stunde mit Bettine, in welcher sie das Wort führte, war so reich, so interessant, daß ich bei dieser Beredsamkeit, diesem Feuerwerk von Ideen fast verstummte.“ Dann kennt Andersen auch von Rom her Cornelius, Schelling. Sehr gewogen ist ihm auch das preußische Königspaar, ebenso sein eigener König, Christian VIII. Als Andersen einmal an der königlichen Mittagstafel sitzt, erinnert er sich, daß heute vor 25 Jahren ein 14jähriger Schustersohn von Odense unbekannt, aber hoffnungsfroh nach Kopenhagen gereist ist, und „bei diesem Gedanken“, schreibt der Dichter, „... mußte ich alle meine Kraft zusammennehmen, um nicht in Tränen auszubrechen. Es gibt Augenblicke der Dankbarkeit, in welchen wir gleichsam einen Drang fühlen, Gott an unser Herz zu drücken, wie tief fühlte ich mein Nichts und daß alles, alles von ihm komme.“ Daß dem aus ärmlichsten Verhältnissen stammenden Dichter die Gunst von Fürsten und Königen so tiefen Eindruck macht, ist selbstverständlich. Wie lange Jahre war Andersen ein Unbeachteter, wie lange wurde sein Streben belächelt, wie sehr wurde er durch lieblose Kritik verwundet! Sein Verkanntsein tritt wohl nie so köstlich zutage wie im Märlein vom „häßlichen jungen Entlein“, von dem es heißt: „Es schadet nichts, in einem Entenhof geboren zu sein, wenn man nur in einem Schwanenei gelegen hat.“ Aber das Glück, jetzt von den Großen im Reiche des Geistes, von den Großen auf den Thronen beachtet und geschätzt zu werden, hat



H. Chr. Andersen-Denkmal in Odense (Dänemark).

Andersen nicht stolz gemacht, „denn ein gutes Herz wird niemals stolz“, heißt es im gleichen Märchen.

Hans Christian Andersen, der zur Zeit der Postkutschen in die Welt hinausfuhr, war der erste Däne, der mit der Eisenbahn fuhr. Seine Angst vorher und seine Eindrücke während der Fahrt hat der Dichter in seinen Tagebüchern geschildert. Er interessierte sich auch stark für die Fortschritte der Technik. Der Telegraph war ein großes Erlebnis für ihn, das Luftschiff hoffte er verwirklicht zu sehen. Viele der späteren Märchen befassten sich mit technischen Neuerungen.

Wie ein Seher tut Andersen einen Blick in die Zukunft. Allerdings ist jetzt schon erreicht, was nach seiner Meinung erst „in Jahrtausenden“ in Erscheinung treten konnte. Wie heißt es dort? „Ja, in Jahrtausenden kommen sie auf den Schwingen des Dampfes durch die Luft hin über

das Weltmeer! Amerikas junge Bewohner besuchen das alte Europa... Das Luftschiff kommt, es ist mit Reisenden überfüllt, denn die Fahrt ist schneller als zur See, der elektromagnetische Draht unter dem Weltmeer hat bereits telegraphiert, wie groß die Luftkarawane ist. Schon ist Europa in Sicht, es ist die Küste von Irland, die man erblickt, aber die Passagiere schlafen noch; sie wollen erst geweckt werden, wenn sie gerade über England sind. Dort betreten sie den Boden Europas im Lande Shakespeares, im Lande der Politik, im Lande der Maschinen. Einen ganzen Tag bleibt man hier, so viel Zeit hat das geschäftige Geschlecht für das große England und Schottland zu verwenden.

Die Fahrt geht weiter unter dem Kanaltunnel nach Frankreich, dem Lande Karls des Großen und Napoleons. Molière wird genannt, die Gelehrten reden von einer klassischen und romantischen Schule im fernen Altertum, und man jubelt Helden und Dichtern und Männern der Wissenschaft zu, die auf dem Krater Europas, Paris, geboren wurden..." Und die Fahrt geht

weiter über Spanien, Italien, Griechenland, über die Städte an der Donau, über Deutschland, das Land Luthers und Goethes und dann noch über den Norden, und nach Verlauf von acht Tagen sagt ein junger Amerikaner: „In Europa ist viel zu sehen, und wir haben es nicht in acht Tagen gesehen..."

Es sind mehr als sechzig Jahre, seit Andersen gestorben ist. Aber ist er nicht noch lebendig durch seine Dichtungen? Ist er nicht immer noch bereit, über uns seine Freuden, seinen Humor, seine Weisheit, seine Güte, seinen kindlichen Glauben erstrahlen zu lassen? Er schließt „Das Märchen meines Lebens" mit den Worten: „Ein Glückstern leuchtet über mir. Tausende verdienten ihn wohl besser als ich. Ich begreife oft selbst nicht, weshalb gerade mir so viel Freude vor Unzähligen zuteil wurde. Er leuchte! Geht er aber unter, so habe ich mein reiches Teil empfangen. Er gehe unter! Auch hieraus entspringt das Beste. Gott und Menschen meinen Dank, meine Liebe..." Ist der, welcher so sprechen kann, nicht ein Begnadeter?

Märchen.

Märchen, noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr.

Goethe.

Märchenaugen.

Leg's dem Leben nicht zur Last,
Scheint sein Wert dir Plunder:
Wenn du Märchenaugen hast,
Ist die Welt voll Wunder.

Paul Heyse.

Begegnung mit Schmugglern.

Von Johannes Vincent Venner.

Das war gewiß kein alltägliches Erlebnis — meine Begegnung mit waschechten Schmugglern. Es war an einem heißen Sommernachmittag im höchsten Dorfe der Val Mara, in Urogno, wo ich mich nach stundenlanger Wanderung in der schattigen, kühlen Nebelhaube des Grotto Cometta zur Ruhe und Labung hingesezt hatte.

Es war eine köstliche Siesta. Gute Laune würzte Speise und Trank und Meister Kömmes Zeichenstift — in meiner Gesellschaft befanden sich der Kunstmaler Paul Kömme und ein Junstgenosse von der Feder — kam nicht zur Ruhe, um da einen Steintisch in der Pergola, dort ein verwittertes Gemäuer, Ossarium und Campanile in das Skizzenbuch zu zaubern.

Wir waren mit Einheimischen in lebhaftem Gespräch über Land und Leute vertieft, als unvermittelt das Wort „Controbandieri" fiel. Ich

mußte meine der italienischen Sprache nicht mächtige Weggenossen über den Sinn dieses Wortes aufklären: Schmuggler!

Von unserer Pergola aus sahen wir einen Trupp von zehn Mann die Bergstraße heraufkommen — lautlos einer hinter dem andern.

Während die Einheimischen bei diesem Anblick, der ihnen ja nichts Neues war, ruhig blieben, waren es doch die besten Kunden der kleinen Krämer dieses abgelegenen Dorfes, bemächtigte sich unserer eine erlebnisfreudige Aufregung. Es war ja unsere erste Begegnung mit Schmugglern.

Wir äußerten den Wunsch, diesen verwegenen Gefellen näher zu kommen und wenn möglich etwas über ihr gefahrvolles Leben aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen. Einer unserer einheimischen Tischgenossen, der uns bereits viel Interessantes über dieses einsame, abgelegene